№ 26. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Erreicht.

Erzählung von Ida Oppenheim-Thorn.

(Schluß.)

Sorgfältig prüfte der Professor den jungen Mann und war von den außerordentlichen Kenntnissen desselben überrascht. Gleich stellte er ihn seinen andern Collegen vor, welche, nachdem sie den Fremden kennen gelernt hatten, sich lebhaft für ihn zu interessiren begannen. Einstimmig beschlossen sie, ihn als Zuhörer der Universität einzuverleiben.

Nur weniger Jahre bedurfte es und der Schützling des Professors rechtfertigte durch ein glänzendes Examen, sowohl in Sprachen, als in Naturwissenschaften, die von ihm gehegten Erwartungen. Er hatte es auch verstanden, sich all' seine Studiengenossen zu Freunden zu machen. Alle nahmen lebhaften Antheil an seinem Geschick und keiner hatte ein Vorurtheil gegen ihn. Sie bewunderten seine Energie, seinen außerordentlichen Fleiß und liebten ihn seines bescheidenen Wesens wegen.

Jetzt war ihm noch der Wunsch geblieben, sein Wissen, welches er sich so schwer und mühsam errungen hatte, zu verwerthen. Vielfach hatte er sich um eine passende Stellung bemüht, doch immer stellten sich ihm Hindernisse entgegen. Oft war es der Jude, der zurückgedrängt wurde, oft auch der russische Unterthan dem einheimische Bewerber vorgezogen wurden.

Zu gleicher Zeit verbreitete sich die Nachricht, daß der russische Gesandte K. in einiger Zeit in L. eintreffen würde. Es ging demselben ein bedeutender Ruf voran. Er war nicht nur berühmt durch seinen altadligen Namen, durch seine Stellung, sondern auch durch sein bedeutendes Wissen, durch seine gediegenen Schriften, durch das lebhafte Interesse und durch die Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Er hatte schon oft Gelegenheit gehabt, aufstrebenden Talenten mit Rath und That zur Seite zu stehen und ihnen aufzuhelfen. Der Professor beschloß nun, ihn um eine Audienz zu bitten, um seinen Schützling zu empfehlen. Diese Audienz wurde bewilligt.

Am nächsten Morgen ging der Professor in Begleitung des jungen Mannes zu dem Gesandten. In dem eleganten Hotel angelangt, wurde er, nachdem er seine Karte abgegeben hatte, sofort vorgelassen.

Der Graf begrüßte ihn in leutseliger Weise. „Ich freue mich,' sagte er, den Professor mit einer eleganten Handbewegung zum Sitzen einladend, „Sie persönlich kennen zu lernen, denn ich habe mit großem Interesse Ihre Werke gelesen, mich gern in Ihre Ideen vertieft und regen Antheil an Ihrem Schaffen genommen. Es würde mich freuen, Ihnen nützlich sein zu können und bitte Sie, mir Ihr Anliegen vorzutragen."

Durch den freundlichen Empfang angenehm überrascht und ermuthigt, begann der Professor in kurzen Worten die Lebensgeschichte seines Schützlings zu erzählen.

Gleich beim Beginn der Rede, als der Professor den Namen des Geburtsdorfes nannte, wurde der Graf aufmerksam und sah forschend bald den jungen Mann, bald den Erzähler an. Je weiter der Professor in seiner Rede fortfuhr, mit je mehr Spannung und Interesse folgte ihm sein Zuhörer und ehe derselbe noch geendet hatte, ging der Gesandte hastig zu seinem Schreibtisch und entnahm aus einem Fach desselben ein kleines Etui. Es öffnend, wandte er sich an den jungen Mann und fragte mit zitternder Stimme: „Kennen Sie diese Frau?"

„Ach," rief derselbe, nachdem er kaum einen Blick auf das auf Elfenbein gemalte kleine Bild geworfen, „das ist ja meine gnädige Gräfin, meine Wohlthäterin!"

„Dann kenne auch ich Dich!" rief der Graf, den Fremden umarmend, „ich bin der Sohn der Wohlthäterin, Dein Schüler, Dein Freund! Viele Jahre sind dahingegangen, seitdem ich Dich zum Abschied umarmte. Wie oft sehnte ich mich nach Dir, nach unserm lieben, kleinen Dörfchen, nach Deinen Eltern, nach meinem vereinsamten Vaterhaus. Doch neue Eindrücke verwischten gar bald die Erinnerung der schön zusammen verbrachten Zeit meiner Kindheit, und gar viel mußte ich lernen und arbeiten. Mein armer Vater hatte mich oft besucht, er hatte seit dem Tode seiner treuen Gattin nimmer Ruhe noch Rast. Fortwährend machte er Reisen, besuchte ferne Länder, er kam immer, um mich auf kurze Zeit zu sehen und mir dann wieder „Lebewohl" zu sagen. — Als ich zwanzig Jahre alt war, verlor ich ihn. Er wünschte an der Seite meiner Mutter zu ruhen und mit vieler Mühe gelang es mir, ihm den Wunsch zu erfüllen. Als ich nun vor den zwei Gräbern stand, die das Theuerste bargen, was ich auf der Welt besessen, da überkam mich die Erinnerung. Längst vergangene Tage voll Lust und Glück stiegen in meiner Seele auf und zugleich die Sehnsucht nach Dir, den ich meinen liebsten Freund genannt und den ich doch draußen in der Welt so ganz vergessen hatte. Ich forschte nach Dir, doch Niemand konnte mir sagen, wohin Du Dich gewendet hast, und was aus Dir geworden ist. Ein glücklicher Zufall ist es, der uns Beide zusammengeführt hat und Dir soll Dein Wunsch erfüllt werden, Du sollst eine Stellung einnehmen, die Dich befriedigen wird, in welcher Du den Menschen in edelster Weise nützen kannst. Vorläufig bleibst Du bei mir."

Dem überraschten Professor übergab der Graf eine große Summe Geldes, indem er sagte: „Ihnen, edler Mann, danke ich für die Güte, Theilnahme und Freundschaft, die Sie meinem Freunde erwiesen haben. Nehmen Sie dieses Geld und helfen Sie allen denen auf, die arm an Mitteln sind und die den innern Drang in sich fühlen, zu lernen und sich der Wissenschaft zu weihen. Geben Sie es Jedem, ohne

Unterschied der Confession, Jedem, der wahres Streben und ernsten Willen an den Tag legt."

Der Professor empfahl sich dankend und ließ die beiden Freunde allein.

Viel hatten sie sich zu sagen und zu erzählen. Wie staunte der Fremde, wenn der Graf von seinen Studien, seinen Erfolgen, seinen Reisen, seinem Leben in der großen Welt sprach. Wie glänzten die Augen des Grafen, hörte er von seiner Jugend erzählen, von den kindlichen Streichen, die sie verübt, von seiner Mutter, die er über Alles geliebt hatte und die ihm so früh entrissen wurde. Nicht müde wurden sie, immer wieder und wieder wußten sie sich wichtige Momente ihres Lebens aus dem Gedächtniß zurückzurufen und verklärt und glücklich sahen sie einander an, die wieder vereinten Jugendfreunde.

Viele Stunden vergingen im gemeinsamen Austausch der Erlebnisse, doch konnte der Graf sich nicht länger der angenehmen Unterhaltung hingeben; es harrte seiner noch die Erledigung vieler Pflichten. Dem Freunde die Hand reichend, sagte er in herzlichem Tone:

„Nach kurzer Zeit trete ich einen mehrwöchentlichen Urlaub an, den ich zu einer Reise ausnützen wollte, doch diesmal gehen wir vereint in die Heimath, um noch einmal die Stätte zu besuchen, an der unsere sorglose, glückliche Kindheit verflossen ist, noch einmal wollen wir an den Gräbern unserer theuren Eltern beten und dann gestärkt und muthig in die Welt gehen, jeder an den Platz, den die Vorsehung für ihn bestimmt, jeder von uns wird es sich feierlich geloben, stets den Menschen nützlich zu sein, ihnen zu helfen und somit in dem Sinne unserer edlen Mutter und Wohlthäterin zu handeln, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, auf den Geist und das Herz aller derer veredelnd einzuwirken, in deren Mitte sie gelebt hatte.

Ist es uns gelungen, etwas zur Besserung und Förderung unserer Brüder beizutragen, mitzuhelfen, segensreichen Ideen, die zur allgemeinen Wohlfahrt der Menschen dienen, Bahn zu brechen, dann haben auch wir ein edles Ziel im Leben erreicht."

Der sterbende Schlemihl.

I.

Dem kleinen Jacob mochte es heute ganz gleichgiltig erscheinen, aus welchem Grunde man ihn „Schlemihl" nannte. War seine Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit schuld daran, daß man ihm den besagten Titel gewährte, oder verdankte er ihn seiner von Jedermann willig anerkannten Fähigkeit, dem Glücke auf das allergeschickteste aus dem Wege zu gehen — genug daran, es war ihm, wie schon erwähnt, ganz gleichgiltig, denn für den kleinen Jacob war heute, vielleicht etwas vorzeitig, aller Tage Abend geworden. Der Todescandidat denkt nicht an Würden und Auszeichnungen.

Es würde wohl nicht gestattet sein, von dem Umstande Aufhebens zu machen, daß es dem kleinen Jacob gerade vor einem Festtage beschieden war, das unangenehme Ereigniß, das uns Allen bevorsteht, zu erleben; die Hervorhebung dieses Umstandes wird aber thunlich erscheinen, wenn bedacht wird, daß damit ein neuer Beweis für die Schlemihl-Qualität des kleinen Jacob geschaffen werden soll. Morgen sollte er nämlich dreizehn Jahre alt werden und die Erreichung einer derartigen Altersstufe ist bekanntlich für jüdische Knaben von besonderer Wichtigkeit. Denn dieser Geburtstag bedeutet für einen solchen die feierliche Endgrenze zwischen Kindheit und Mannesalter und ist sehr folgenschwer. Von diesem Tage an werden die Eltern von keinerlei Verantwortung mehr für seinen Wandel getroffen; an diesem Tage erhält er ein eigenes Folium im großen Hauptbuche Gottes, und der Erzengel Gabriel, der Saldo-Contist des Himmels, schreibt ihm darauf die frommen Thaten gut und belastet ihn mit den Sünden. Es ist nur gebührlich, daß der Knabe an einem solchen Tage reichliche Geschenke bekommt, so etwa eine Cylinder-Uhr, einen Cylinderhut und ähnliche, die Männlichkeit darthuende Dinge, und dann liest und singt er in der Synagoge einen hebräischen Abschnitt, den Niemand versteht, auch er nicht, und von dem alle Welt auf das lebhafteste gerührt wird.

Der kleine Schlemihl sollte keinen Abschnitt lesen und von Geschenken wäre wohl auch nichts eingelangt, aber er starb doch nicht gern. Aber Se. Majestät der Tod stellt keine Fragen, und es wird sein müssen; das weiß Schlemihl, denn seine eigene Brust rasselt es ihm deutlich zu und der Herr Gemeinde-Arzt bestätigt es unwirsch. Auch Frau Lilienfeld, die kluge Frau und Quartiergeberin Schlemihl's, auch Frau Lilienfeld weiß, daß es mit Schlemihl zur Neige geht. Sie läßt ihn in der kleinen Kammer schlafen, in der sie ihre Zwiebel aufbewahrt, und sie erhält für ihre Menschenfreundlichkeit aus der Waisenkasse der Cultusgemeinde eine kleine monatliche Belohnung. Schlemihl hatte ihr nun vorgestern einen Zettel geschrieben, und er that es mit schönen, großen Buchstaben: „Hier ist ein reines Bett zu vermiethen" — damit ist sein Bett gemeint, und es wird von Schlemihl nur tactvoll sein, wenn er sich beeilt, ein Bett zu verlassen, auf das man wartet.... Frau Lilienfeld wirft nur selten einen Blick zu ihm herein, denn sie hat keine Zeit. Heute ist nämlich Freitag und morgen darf man nicht kochen oder backen, so muß man heute verrichten, was morgen zu thun untersagt ist. Uebrigens sind die Blicke der Frau Lilienfeld für Schlemihl nicht nothwendig — er hat Alles, was er braucht; auf dem Sessel neben ihm ein Glas Wasser, neben demselben weißes Salz, von dem er ab und zu ein wenig zu sich nimmt, um den Husten zu bekämpfen....

Sonderbar; in vergangenen Tagen fühlte Schlemihl nicht eben allzu große Sympathie für Frau Lilienfeld, aber heute erscheint ihm ihr Antlitz so schön und gut, und wenn sie die Thür öffnet, so däucht es ihm, als guckte die kleine Elsa von der Vorsteherin herein, und er sieht blonde Locken wehen und blaue Augen auf sich blicken, und er hört die süße Musik eines kindlichen Lachens. Bei näherem Zusehen bemerkt Schlemihl aber, daß er sich geirrt habe, und daß er verlassen sei. Es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß ein einsames Sterben in den meisten Fällen ziemlich unbequem ist; von schluchzenden Verwandten umgeben, stirbt es sich unstreitig behaglicher, man klammert sich fester an das scheidende Leben, und die Seele erlischt sozusagen in Gesellschaft. Aber Schlemihl ist, wie gesagt, allein; nur die Zwiebeln an der Wand bilden seinen stummen Gesellschafter.

Und diese Zwiebeln starrt er denn auch an und zählt sie, und wenn er damit fertig ist, zählt er sie abermals Dabei denkt er nach, wie es gewesen ist und wie es sein werde, morgen, übermorgen, später ... Es ist ihm so wehmüthig um's Herz, aber da lächelt er plötzlich, denn er hört wieder: Kling! kling! — die kleine Elsa lacht; und jetzt vernimmt er ganz genau: „Du armer Schlemihl!" Die kleine Elsa hat es gesagt. Sie war die einzige gute Person, die er kannte, denn sie sprach mit ihm so einfach und lächelnd, und einmal lieh sie ihm sogar ihr schönes Märchenbuch. Wie er das Buch liebte! und am besten gefiel ihm die Geschichte von dem häßlichen Entlein, das so lange gequält und gescholten wurde, bis es auf einmal ein schöner Schwan geworden war, den alle Welt liebte und verhätschelte. War er doch selbst solch' ein gequältes Entlein, nur mit dem Unterschiede, daß er nie hoffen durfte, jemals ein geachteter Schwan zu werden. Aber kann man das den Leuten verargen? Wer sollte für diesen unbeholfenen und ungeschickten Knaben mit dem fahlen Gesichte und den dünnen Lippen Zuneigung empfinden? Nein, Schlemihl konnte keine Sympathie erregen — er wäre ja sonst nicht Schlemihl gewesen. Er war wirklich ein geborener Schlemiel, denn seine Eltern entstammten demselben altadeligen Geschlechte. Das war so gekommen.

II.

Rachel war sehr schön, wenn sie auch im Hause eines Seifensieders dienen mußte. Anstatt der Augen besaß sie glühende Kohlen, und an der Stelle des Mundes eine rothe Rosenknospe, und wenn sie lachte, so sah man so weiße Zähne, daß man die Lippen zusammenbeißen mußte vor lauter Vergnügen. Der junge Elias, Procurist der berühmten Firma „Funkelstein & Comp.", bot ihr Diamanten und Perlen für einen Kuß von ihrem schönen Munde, aber die schöne Rachel war unklug genug, das verlockende Versprechen zurückzuweisen. Ach, sie sah nicht ein, daß man Diamanten und Perlen in gutes Geld umsetzen könne, und das Geld hätte ihr vorzügliche Dienste geleistet. Als sie nämlich mit Moses bekannt wurde, da gelobten sie einander, in treuer Liebe auszuharren, bis sie zweihundert Gulden beisammen hätten, und erst dann zu heirathen. Denn mit zweihundert Gulden würden sie einen kleinen Laden am Ende der Stadt errichten, in dem die schöne Rachel den walachischen Bauern Branntwein und Tabak, den Bäuerinnen aber Schminke, bunte Bänder und ähnliche Culturgegenstände verkaufen sollte, während Moses nach wie vor dem Studium alten Eisens und der Erforschung von in Ruhestand versetzten Kleidungsstücken ergeben bliebe.

Das war sehr klug gedacht, aber eine lange Zeit verstrich und die zweihundert Gulden waren noch immer nicht beisammen. Bald verhinderte die Krankheit der Mutter Rachel's das Anwachsen des Kapitals, bald wieder verlor Moses eine Schachtel feiner Perlmutterknöpfe, mit denen er vorübergehend handelte; einmal fielen ihm Streichhölzchen in's Wasser und ein andermal verunglückte eine kühn begonnene, hochfliegende Speculation in Nähnadeln. Nun ja, darum waren sie ja Schlemihle, und das konnte auch gar nicht anders kommen. Und langsam verglimmte das Feuer in den Augen der schönen Rachel; immer seltener lachte sie und endlich gar nicht mehr; die rothe Rosenknospe war aufgeblüht und war verwelkt. Moses wurde ungeschickter und müder. So wurden denn die beiden Leute alt, aber ihre Liebe blieb immer lächerlich rein und lächerlich jung, und sie warteten auf die zweihundert Gulden noch immer still und geduldig und stumm.

Eines schönen Freitag Abends saßen sie wieder beisammen. Die Küche war blank gescheuert, die Kupferpfannen glänzten roth und aus dem Herrenzimmer scholl fröhliches Lachen zu ihnen herüber. Sie gedachten vergangener Zeiten und sprachen über Dies und Jenes, und auf einmal weinten Beide. Und der Hausirer sprach plötzlich:

„Wozu sollen wir noch länger warten? Sollen wir warten, bis uns die Grube hat, und sollen wir zusammenkommen erst auf jener Welt?"

Rachel neigte das Haupt und sprach nichts.

„Nun? was spielst du dich mit mir? Warum giebst du mir keine Antwort? . . . Nun ja, nun ja, es ist wahr, ich hätte früher reden sollen — aber spät ist spät und nie ist noch später. Nicht wahr?"

Und Rachel schwieg wieder.

„Vielleicht sagst du schon etwas?! Soll ich zum Rabbiner geh'n?"

„Meinethalben . . ."

„Nicht so. Soll ich geh'n?"

„Geh', Moses . . ."

Und ein Jahr später starb sie an dem kleinen „Jacob". Moses war nie so lustig gewesen; er lachte vor lauter Freude, daß er über den Tod seines Weibes nicht weinen könne, und ging zum Vorsteher, klagte diesem, daß er seit seines Weibes Tod kein Gläschen Branntwein getrunken habe, daß an allen Hemden die Knöpfe fehlen und daß er zwei Gulden brauche. Als ihm der Vorsteher das Geld gegeben hatte, da kaufte er eine Schachtel Soldaten, eine Kindertrompete und eine Trommel, und dann stellte er die Soldaten auf in Reih' und Glied vor dem Säugling und tutete und trommelte ganz wild und wahnsinnig . . . Bald darauf folgte er seinem Weibe in die Alles heilende Erde . .

III.

Und heute ist wieder ein schöner Freitag-Abend, und Schlemihl denkt bald an den Tod, bald tanzen ihm die buntesten Dinge durch den Kopf, und er hört die kleine Elsa lachen. Schließlich denkt er: Was geschieht denn gar so Großes, wenn Du stirbst. Die Frau Rabbinerin wird seufzend die Hände falten und sagen: „Es ist besser für ihn, er hat es überstanden", und die Frau Vorsteherin wird ausrufen: „Eh, ein häßlicher Bub!" . . . Sie kann ihm die Geschichte mit Rudi nicht vergeben. Aber die „zehn Männer", die an der Leiche Todtengebete zu verrichten haben, machen ihn wirklich besorgt. Schlemihl fürchtet sehr, daß die „zehn Männer" nur so thun werden, als ob sie beteten, aber in That und Wahrheit werden sie blos in sich brummen und ihn so um sein ganzes Todtengebet betrügen. Wer weiß, ob er dann Ruhe finden kann in der Erde?! Ohnehin wird Niemand für den kleinen Laufburschen der Cultusgemeinde das Todtenlämpchen anzünden, und Niemand wird für ihn sieben Tage lang auf dem Boden sitzen in bloßen Strümpfen und für seine Seele beten. Von Trauer ist schon gar nicht die Rede. Vielleicht wird das Kindermädchen bei der Vorsteherin über seinen Tod sich ärgern, denn jetzt kann sie nicht mehr den kleinen Erich zum Milchtrinken bewegen mit der Drohung: „Gleich kriegt's der Schlemihl". Und das wird Alles sein.

Und jetzt gaukelt die kleine Elsa wieder vor ihm, wird sie betrübt sein, wenn sie erfährt, daß der ungeschickte, dumme Schlemihl gestorben sei? Ach, wenn sie über ihn nur ein wenig traurig sein wollte — Schlemihl würde lächelnd sterben. Und sie wird traurig sein, denn sie weinte als sie einigemale während seiner Krankheit sich zu ihm stahl und ihm Dunstobst mitbrachte. Sie bat, er möge es Niemandem sagen, denn Niemand wisse es, daß sie hier sei, und er werde bald gesund werden. Ja, sie wird traurig sein, und Schlemihl lächelt, da er ihrer gedenkt.

Immer dunkler und dunkler wurde es. Frau Lilienfeld war in den Tempel gegangen und mit ihrem Manne wieder heimgekehrt. Sie setzten sich zum Nachtmahl, und Schlemihl roch den warmen Duft des „Eingemachten" und hörte das Samstagsbrod aufschneiden. Frau Lilienfeld hatte einmal nach ihm gesehen, und da er keine Antwort gab, als sie zu ihm sprach, glaubte sie, er schlafe. Die Sterne stiegen herauf, sie schauten trüb in die Kammer, und der Mond strahlte matt auf die Zwiebelschnur. Schledmihl wollte die Zwiebel wieder zählen . . . . eins . . . . drei . . . . vier . . . . sechs . . . . dann aber streckte er die Arme aus, so weit er konnte, und dann war er wirklich eingeschlafen. Im ewigen Schlafe lächelt er, als ob er der kleinen Elsa gedächte.

Lesefrüchte.

„Jesuiten und Juden um 1613"

ist der Titel einer Erzählung aus den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag. Dieser schildert in derselben mit treffenden Worten die Zustände des 17. Jahrhunderts und würdigt auch besonders die damaligen Verhältnisse der Juden einer eingehenderen Betrachtung. Lassen wir ihn selbst sprechen!

„Nur ein Geschlecht, zäher und hartnäckiger als die Hussitensöhne und die mährischen Brüder, reizte die Bekehrungslust des Ordens ohne Aufhören, das waren die Juden. Seit den Kreuzzügen trachtete die sinkende Kirche und die Habgier des Stadtpöbels diesen Finanzleuten des Mittelalters nach Gold, Glauben und Leben. Was noch heut als Sage unter den Einfältigen umherläuft, wurde schon damals gegen sie vorgebracht. Sie sollten die Brunnen vergiften und die Pest herbeiführen, sie sollten Christenkinder ermorden und ihr Blut am Passahfest gebrauchen, ihr Herz genießen; sie

sollten geweihte Hostien mit Ruthen peitschen ꝛc. Fast periodisch sind die Verfolgungen, Plünderung der Häuser und massenhaftes Hinschlachten. Durch Waffen, Qualen, Gefängniß wurde ihnen das Christenthum aufgedrängt, in der Regel vergebens. Kein streitbares Volk hat heldenmüthiger roher Gewalt widerstanden als diese Waffenlosen. Die großartigsten Beispiele von beharrlichem Heldenmuthe werden selbst von christlichen Erzählern berichtet. So ging es durch das ganze Mittelalter, auch noch im 16. Jahrhundert suchten die Landesherren leere Kassen aus dem Beutel der Juden zu füllen, noch immer stürmte der Pöbel ihre Häuser, so 1614 in dem wilden Judenaufstand zu Frankfurt am Main. Einige große Gelehrte, Aerzte, Naturkundige erlangten ein Ansehen, welches durch alle Länder Europa's ging, selbst den Christen widerwillige Achtung einflößte, aber das waren seltene Ausnahmen.

Unter diesen Gegensätzen zog sich die unzerstörbare Lebenskraft dieses Volkes in die Form, welche den Juden bis heut geblieben ist. Vom Kaiserrecht privilegirt, vor dem Landrecht hilflos, unentbehrlich und tiefverhaßt, begehrt und verflucht, in täglicher Gefahr des Feuers, Raubes, Mordes, und wieder der stille Herr über Habe und Wohlfahrt von Hunderten, in unnatürlich abenteuerlicher Stellung und doch in durchaus nüchterner Thätigkeit, mitten unter dem dichtesten Schwarm der Christen und doch durch eherne Schranken von ihnen getrennt, lebten sie ein zwiefaches Leben. Aller Stolz edlen Blutes, großen Reichthums, hoher Talente, die volle Glut südlicher Empfindung, jede holde und jede dunkle Leidenschaft umschloß das Haus, die Familie, die Gemeinde; vor den Christen waren sie kalt, zäh, geduldig, furchtsam, kriechend und lauernd, gebeugt unter tausendjährigem Druck".

Zum Schluß dürfte noch folgende Stelle erwähnungswerth sein: „Die Bedeutung, welche der innige Zusammenhang der Juden für den deutschen Handel in einer Zeit hatte, wo schlechte Wege, schlechte Zölle und eine sehr unwissende Gesetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, ist noch lange nicht zur Genüge gewürdigt". L.

„Von der Weichsel bis zum Dnjeper."

Unter diesem Titel ist kürzlich in Hannover*) ein Buch erschienen, das insofern auch für uns Interessantes bietet, als es uns eine Schilderung der polnischen Juden giebt, in welchem der Verfasser freilich diesen eine Liebe zum Handwerk und zu „schwerer Arbeit" nicht abspricht und sie als dem Lande unentbehrlich erklärt, im Allgemeinen jedoch sich sehr abfällig über dieselben ausspricht und, weil nicht ganz vorurtheilsfrei, ihnen keine volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ein desto größeres Gewicht haben seine, fast widerwillig von den factischen Verhältnissen ihm abgerungenen, anerkennenden Urtheile über diese ihm verhaßte Race.

Bevor wir das die Juden Betreffende in Kürze wiedergeben, möge zuvörderst eine Angabe über die Zahl der verschiedenen Nationalitäten angeführt werden:

	1772	1880
Russen	$7\frac{3}{4}$ Mill.	9 Mill.
Polen	$6\frac{3}{4}$ „	9 „
Juden	2 „	$2\frac{1}{2}$ „
Lithauer	2 „	2 „
Deutsche	$1\frac{1}{2}$ „	$5\frac{1}{2}$ „
Summa	20 Mill.	28 Mill.

Die Juden (gegen 3 Millionen umfassend) bilden seit alter Zeit den Mittelstand, das im Uebrigen völlig fehlende Mittelglied zwischen Adel und Volk. Sie sind in den größeren Städten in erschreckender (!) Zahl vertreten, — in Warschau mit 120,000, in Wilna mit 45,000, in Berditschew mit 40,000, in Kowno mit 28,000, in Bialystock mit 20,000 u. s. w. — die kleinen Marktflecken sind fast ausschließlich von ihnen besetzt. Sie haben den gesammten Groß- und Kleinverkehr in Händen und sind die Träger des Handwerks und Gewerbes. Eine Ausweisung dieses gewinnsüchtigen (?), aber klugen, ausdauernden und gewerbfleißigen Volkes würde dort zu Lande eine unausfüllbare Lücke reißen. Es muß hervorgehoben werden, daß der polnische Jude sich nicht allein mit dem Geldgeschäft, mit Schachern und Wuchern jeder Art befaßt, sondern daß er auch zu schwerer Körperarbeit, zum Schmiede-, Maurer- und Zimmermannshandwerk greift. Eine seiner Hauptbeschäftigungen ist ferner das Fuhrmannsgewerbe. Die meisten Posthalter in polnischen Landen sind Juden, und außerhalb der Poststraßen vermittelt den Verkehr über Land fast ausschließlich das Judenfuhrwerk.

Trotzdem die Juden dem polnischen Landvolke geistig weit überlegen sind und Dank ihren kirchlichen Einrichtungen sämmtlich eine gewisse Schulbildung besitzen, so erhebt sich doch selten einer von ihnen über den Durchschnitt seiner Stammesgenossen und erklimmt eine höhere soziale Stufe. Sie leben nach der Väter Weise fort und haben bei dem gegenseitigen Wettkampf in allen Erwerbszweigen und bei den unverhältnißmäßig starken Familien durchweg mit bitterer Noth zu kämpfen. Die größte Gewandtheit, die äußerste Sparsamkeit — ihre Nahrung besteht fast nur aus Brot und Zwiebeln — die ärgste Knauserei bezüglich ihrer Kleidung schützt sie nur vor dem nackten Elend. Die Armuth auf dem Lande ist so allgemein, daß der Umsatz sich nur innerhalb geringer Werthe bewegt; an jedem größeren „Geschäft" sind oft ganze Gemeinden betheiligt.

Schlimm ist es, wenn ein polnischer Jude einen Ausblick über die chinesische Mauer thut, welche das Zarenreich umschließt. Sobald er unsere freien Verkehrsverhältnisse und unseren größeren Wohlstand kennen lernt, dann zieht es ihn mit Gewalt dorthin, er wandert aus nach Westen dem lockenden Gewinne nach."

*) Helwing'sche Verlagshandlung. 1886. 328 S.

Auflösung der Preisräthsel in Nr. 24.

I. **Sedom, Amora** (rückwärts **Modes, Aroma;** darin enthalten: Mose, Edom, Rom, Arom (**אֲרָם**), Omar Rama, Amor.)

II. פְּרִי פְּרִי = Peripherie.

III. **Olive, Viole.**

Richtige Lösungen sandten ein:

a. Die Leserinnen: Olga Cohen in Crefeld, Emma Rosenstein in Lüneburg, Martha Scherbel in Gumbinnen, Meta Kahn in Salmünster, C. Horowitz in Crefeld.

b. Die Leser: Hugo Kahn in Würzburg, J. Liepmannssohn in Minden (i W.), J. Singer in Frankenthal, Leopold Horowitz in Crefeld, Semmy Philipp in Lüneburg, Gustav Stiebel in Straßburg (W.-Pr.), L. Cohen in Rees. — Zum Theil richtig gelöst: Eckmann in Nienburg, a. W. (I u. II) und S. Cohnhoff in Düderstadt b. Göttingen. (I.)

Vom Brandenburger Räthsel-Club (Hp. Rk.) gingen folgende Lösungen ein:

I. Sedom und auch Amora wende:
Aroma, Mode ohne Ende!
Edom und Rom und Amor find't
Wohl jeder Löser nun geschwind.

II. Ist Furcht, Peri, nur erst gefunden;
Wird leicht Peri-pherie verbunden.

III. Aus der Olive ich erschaue
Viole flugs, die schämig blaue.

Die Preise bestimmt das Loos für die

A. 1. Martha Scherbel in Gumbinnen.
2. Meta Kahn in Salmünster.
3. C. Horowitz in Crefeld.

B. 1. J. Singer in Frankenthal.
2. Semmy Philipp in Lüneburg.
3. Der Brandenburger Räthsel-Club.

Briefkasten. Auguste **B.** in Breslau. Ihre Lösung ist geistvoll, schießt aber über's Ziel hinaus; vielleicht machen Sie zu Ihrer Lösung ein — Räthsel. Herr **E.** in **N.** Letzteres gilt auch für Sie.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von L. D. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.